

Amtsblatt

für die Erzdiözese Freiburg

Stück 3

Freiburg i. Br., 4. Februar

1944



Conrad

durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade
Erzbischof von Freiburg

Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz

entbietet dem hochwürdigen Klerus und allen Gläubigen der Erzdiözese

Gruß und Segen im Herrn!



Beliebte Erzdiözesanen!

Die große Völkerverwanderung durch den Krieg in den Tod dauert an. Tausenden und Abertausenden deutscher Männer ist die Heimkehr versagt. Kein Zeichen kommt mehr von ihnen, kein Brief, kein Gruß. Sie sind tot. Sie, die so gerne noch leben wollten und sollten! Wir trauern ihnen nach, wie es sich gebührt. Sie waren ja unsere Brüder. Gott Lob wissen wir zu unserer unvergleichlich erquickenden Tröstung, daß ihr heimatfernes, heldenhaftes Sterben keineswegs ein letztes Ende bedeutet, auf

das nichts mehr folgt. Es wagen es zwar manche unter uns, das gerade Gegenteil zu behaupten. Sie verkünden, ausgerechnet in der jehigen, blutigen, schweren Zeit, die wie kaum eine andere je zuvor, der wirksamen Herzerhebung und der ermutigenden Hoffnung bedarf, daß es nur ein Weiterleben gebe, das Weiterleben im deutschen Volk oder in ihren Kindern und Nachkommen. Aber was nützt das den Toten, und wie drückt das die Hinterbliebenen körperlich und seelisch nieder! Wir Christen

Diese Nummer wurde am 4. Februar 1944 zur Post gegeben.

halten demgegenüber unerschütterlich daran fest, daß sich unser geistiges, persönliches Leben auch nach dem Tode des Leibes fortsetzt. Wir könnten also, statt wie oben zu sagen, unsere Helden sind tot, mit Fug und Recht auch behaupten: unsere gefallenen Helden leben! Sie haben nur ihr körperliches Kleid abgestreift, und es trifft wirklich auf sie zu, was die Kirche in der Präsation der Seelenmesse hoffnungsfreudig singt: „Deinen Gläubigen, o Herr, wird das Leben nicht genommen, sondern nur neugefaltet, und wenn die Herberge ihres Erdenwandels in Staub zerfällt, gewinnen sie eine ewige Heimstätte im Himmel“. Das andere aber kreischt wie ein häßlicher Hohn und ärgerlicher Mißton dazwischen: „Es gibt keine Unsterblichkeit der Seele. Es gibt kein Jenseits des Grabes. Es gibt kein Wiedersehen! Findet euch endgültig damit ab!“

Wir wollen im folgenden diese Behauptungen und unseren eigenen, heiligen Glauben auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen und zwar aus einem zweifachen Grund:

Einmal um unsere christliche Überzeugung zu stärken, und dann, um in der Lage zu sein, jenen zu erwidern, die es da und dort versuchen, mit ihrer Leugnung der Unsterblichkeit manche schwachgläubigen Christen zu beirren.

Ehe ich aber damit beginne, schicke ich eine grundsätzliche Erklärung und eine geschichtliche Erinnerung voraus:

Eine grundsätzliche Erklärung: Unser Glaube an ein Fortleben der Seele hängt unzertrennlich mit dem Glauben an einen persönlichen Gott zusammen. Der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele sind überhaupt die wesentlichen Fundamente jeder Religion, die diesen Namen verdient.

Eine geschichtliche Erinnerung:

Die Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit erfolgte in unserem Jahrhundert vor allem durch die liberalen und marxistischen Freidenker und liegt, gleich dem Atheismus, der Weltanschauung des Bolschewismus zugrunde. Es erwacht uns darum nicht bloß eine christliche, religiöse Pflicht, daß wir uns entschlossen und geschlossen dagegen wehren, sondern auch ein nationales Anliegen.

I.

Ich beginne mit der Widerlegung der derzeitigen Einwände gegen unseren Glauben. Merkt jetzt

wohl auf! Es dürfte euch leider nicht immer so ganz leicht fallen, meinen Gedankengängen zu folgen, so viele hehrliche Mühe ich mir auch gab, klar und verständlich zu schreiben.

1. Einwand. Man sagt: Wozu ein Leben nach dem Tode, wo doch der Mensch den Inhalt und Zweck seines Daseins restlos durch den Dienst an seinem Volke erschöpft? Wer sterbend sich rühmen darf: Ich habe meinem Volk gegenüber nicht versagt, der möge glücklich und zufrieden sein. Er hat sein Lebensziel erreicht und braucht ein Leben im Jenseits nicht.

So liest man es heute nicht selten. So spricht es sich herum, und so lebt man in manchen Kreisen auch.

Hört nun meine Antwort darauf: Ich bestreite nicht, daß der Mensch sein irdisches Dasein auch zum Wohle des Volkes verwenden muß. Das ist, wie wir alle wissen, eine Naturpflicht und nicht minder ein ausdrückliches, christliches Gebot. Aber ich füge hinzu: Der Dienst am Volk „erschöpft“ den Zweck unseres menschlichen Lebens nicht. Ja, wenn wir nichts anderes wären als nur Glieder am Volkskörper, wie etwa die Hand oder der Fuß an unserem Leib, dann würde die Behauptung gelten. Nun sind wir aber nicht bloß Organe und Bestandteile des Volkes, wir sind auch Personen, das heißt Wesen mit Selbstbewußtsein und einer eigenen Gedanken- und Aufgabenwelt. Wir können sogar Ziele haben, die weit über das Volk hinausgehen und die ganze Menschheit umfassen. Der Vergangenheit seit Jahrhunderten leuchtete das ein. Der denkende Mensch der Gegenwart wird wenigstens nicht bestreiten, daß einem Volk und Staat mit Bürgern, die ihren Eigenwert und eigenen Sinn schätzen, wesentlich mehr gedient ist als mit den Hörigen und Herdenmenschen, die ohne innere persönliche Stellungnahme, Entscheidung und Haftung in der großen Masse laufen und jedem neuen Schlagwort wie der Wüstensand dem Winde erliegen.

Dazu kommt noch ein zweites, das ich in die grundlegende Frage fasse: Hat denn nur das Volk und nicht auch der Herrgott einen Anspruch auf uns? Soll es wirklich in der Zukunft etwa heißen: „Ich bin bloß dazu auf Erden, um im Dienste meines Volkes alle meine Kräfte zu verzehren?“ Oder gilt auch jetzt noch die uralte Antwort auf die erste Katechismusfrage: „Der Mensch ist auf Erden, um Gott zu erkennen, Gott zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen?“

Oder will das Volk etwa behaupten, es sei selbst der neue Gott und über ihm und seiner Führung stehe nichts? Gewiß dienen wir dem Herrgott auch dadurch, daß wir dem Volke dienen, aber damit ist weder unser Gottesdienst noch unser Lebenszweck erschöpft, denn Gott gehören wir noch unvergleichlich mehr als dem Volk. Die Behauptung aber, der Mensch sei nur seines Volkes wegen da, kommt tatsächlich, ob man es zugibt oder nicht, dem Atheismus, der Gottesleugnung gleich.

Man wirft gegen die Unsterblichkeit der Seele

2. ein, daß doch alles um uns her einmal ein Ende nehme. Das klinge ja wie ein unüberhörbares Klage- lied im ganzen Weltall wieder: „Alles geht der Vernichtung Bahn!“ Als Gesetz ohne Ausnahme gelte: „Werden, Sein, Vergehen!“ Drei Worte, mit denen ein berühmter Maler drei seiner wunderbar leuchtenden Gemälde überschrieb. Bleibendes existiere nicht. Ein kurzer Blick auf das Sterben in der Natur genüge, ein rascher Gedanke an die bleichende und entblätternde Melancholie des Herbstes und den brausenden Sturm des Winters und Vorfrühlings, der alles Morische rücksichtslos bricht, damit neues, harrendes Leben Raum gewinne. Warum soll also nicht auch die Seele des Menschen dem Untergang zum Opfer fallen? Auch sie gehört ja zum großen Ganzen der Natur. Auch sie wird, wächst und reift mit dem Leibe und stirbt mit ihm also auch ab. So weit der zweite Einwand.

Ich gebe nun gerne zu, daß der Schein zugunsten desselben spricht. Aber auch nur der Schein. Denn unbewiesen, ja sogar unbeweisbar ist der entscheidende Satz: „Alles geht der Vernichtung Bahn“. Die moderne Naturwissenschaft behauptet das Gegenteil und schreibt statt Vernichtung „Verwandlung“, ja sie spricht sogar von „unvergänglichen Keimzellen“. Ich las vor kurzem in einem tüchtigen biologischen Werk den Satz: „Die Naturwissenschaft hat jetzt Neigung, die prinzipielle Notwendigkeit des Todes zu leugnen“. Dem kleinen Pantoffeltierchen komme, so wird weiter im einzelnen ausgeführt, „die Krone der potentiellen Unsterblichkeit zu“. Damit gerät der ganze Einwurf zum mindesten heftig ins Wanken, so daß wir berechtigt sind, also zu schlußfolgern: wenn sogar in der sichtbaren, stofflichen Welt die Verwandlung, ja selbst die Möglichkeit einer Unvergänglichkeit besteht, wie umsomehr dann in der Welt der Seele, von der wir bald hören werden, daß sie sich als

geistiges Wesen erweist, das auch ohne den Körper leben und wirken kann!

3. Aber, so heißt es weiter, wir können uns eine seelische, ewige Dauer gar nicht vorstellen.

Ich antworte ehrlich darauf: Das kann ich selber auch nicht, weil nur das mit den fünf Sinnen Erfasste oder ins Sinnenhafte Umgewandelte uns vorstellbar ist. Wir können uns deswegen auch die Seele so wenig vorstellen, wie etwa Gott. Ein großer Dichter hat es zwar versucht, uns die Welt des Jenseits bis hinauf zum Throne des Dreieinigen mit einer ungeheueren Gestaltungskraft in gewaltigen Kreisen und Reichen aufzubauen und auszudeuten. Aber was er in wunderbaren Versen schuf, ist nur das Werk seiner schöpferischen Phantasie und nicht die Beschreibung der ewigen Wirklichkeit. Auch die Bilder, die wir von Gott entwerfen, sind nur Erzeugnisse der kindlichen oder auch künstlerischen Einbildung, aber keineswegs Bildnisse Gottes selbst. Und doch existiert er. Und nicht bloß Gott, sondern auch unendlich viel anderes können wir uns nicht vorstellen, obgleich wir ganz sicher wissen, daß es ist und in unserer nächsten Nähe sich auswirkt und unser Denken beschäftigt. So beweist der Einwand also nichts, oder höchstens etwas für einen Menschen niedriger Entwicklungsstufe, oder für ein kleines Kind, das alles sehen, betasten oder gar in den Mund stecken will.

4. Man fährt fort und behauptet: wozu ein Fortleben der Seele, wenn sie doch nicht mehr tätig sein kann? Nun ist aber tatsächlich die Seele auf die Mitarbeit ihres Körpers angewiesen. Was soll sie also noch, wenn ihr Leib im Grabe vermodert?

Antwort: was sie soll? Ei, sie wird ihre Kräfte betätigen, die sie auf Grund ihres Wesens besitzt, ihren Verstand und ihren freien Willen. Und sie hat den Schatz der Erkenntnisse, der Erlebnisse und Erinnerungen bei sich, den sie auf ihrer Erdenwanderung erwarb, und vor sich das unermessliche Reich des Geistes und der Geister und den unendlichen dreieinigen Gott, also eine ganz neue Welt, mit der sich die sichtbare an Größe und Erhabenheit nicht im mindesten messen kann. Zwar brauchte sie im Diesseits den Leib und seine Sinne wie ihre Werkzeuge. Losgelöst vom Körper aber bedarf sie deren nicht mehr. Damit wird sie Gott, ihrem Schöpfer, noch viel ähnlicher als bisher. Wie auch er als der höchste Verstand und das freiwollendste Wesen keinen Körper zu seinem Denken

und Wollen nötig hat, so dann auch nicht die Seele. Das sind keine Hirngespinnste oder Märchen, sondern nur Schlußfolgerungen nüchtrner Art, die sich aus unserem Denken ohne jegliche Nachhilfe und Vergewaltigung ergeben.

5. Ihr werft mir jetzt vielleicht ein: Alle diese Darlegungen sind für meinen schlichten Verstand viel zu hoch. Weit einfacher wäre die Lösung der ganzen Frage doch, wenn jemand aus dem Jenseits zu uns gekommen wäre, um uns zu sagen, daß es ein Weiterleben der Seele gibt, und wie dieses Weiterleben sich gestaltet. Warum aber kam noch keiner herüber?

Ich erwidere darauf, daß es nicht immer der Kontrolle durch unsere Sinne, etwa durch unsere Augen und Ohren bedarf, um eine Tatsache zu beweisen. Man kann auch etwas mit unserem Verstand erschließen, wie ein berühmter Astronom einen Planeten rechnerisch feststellte, ehe es noch irgend einer menschlichen Sehraft und einem Fernrohr gelang, ihn wirklich aufzufinden. Es ist auch niemand von Amerika zu uns gekommen, bevor es Columbus entdeckte, und doch wäre es ein schlimmer Fehlschluß gewesen, zu behaupten, daß jenseits des atlantischen Ozeans kein Erdteil mehr existiere.

Wir brauchen übrigens diese einleuchtenden Erklärungen nicht. Tatsächlich sind doch Menschen vom Tode wieder erweckt worden. Ich sehe von solcherlei großen Wundern und Erscheinungen in mehreren Heiligenleben ab, ich berufe mich dafür auf die Totenerweckungen des Heilandes und auf seine eigene Auferstehung aus dem Grab. Die Berichte darüber in den hl. Evangelien sind so sachlich gefaßt, so frei von gefährlichen inneren und äußeren Widersprüchen und so oftmals bis in die neueste Zeit hinein geprüft, das ein Unvoreingenommener daran nicht mehr zweifeln kann. Der ungläubige Thomas wurde sogar — man ist fast versucht, zu sagen — „handgreiflich“ eines Besseren belehrt. Wenn man aber behauptet, das hätte sich in immer neuen Beispielen wiederholen müssen, dann stellt man sich die Seelen im Jenseits nach Art der Klopfgeister vor, die auf Kommando beim Tischrücken und Ähnlichem erscheinen, um uns zu betrügen, womit ich aber keineswegs eine Reihe anderer, auffälliger Vorkommnisse ohne Weiteres ins Reich der Fabel oder des Aberglaubens verweisen will. Es gibt manches zwischen Himmel und Erde, was uns wie ein Rätsel oder wie ein Irrwahn erscheint und trotzdem Tatsache ist. Aber im Großen und Ganzen gilt: Der

Tod reißt eine unermesslich tiefe Kluft zwischen den Lebenden und den Jenseitigen auf, über die nur der vom Verstand geleitete Glaube eine gangbare Brücke baut. Wer es nicht einsehen und glauben will, was dort im Lande der Ewigkeit sich vollzieht, der möge ruhig noch einige Zeit warten, bis das dunkle Tor hinüber auch für seine Seele sich öffnet, freilich auf die verantwortungsvolle Gefahr hin, dann nicht so dort zu erscheinen, wie er selber es möchte und müßte. Wenn übrigens jemand vermeint, daß das Wiederkommen eines Verstorbenen die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele vom Grund aus lösen würde, so kennt er die Verstocktheit der Zweifler und Ungläubigen nicht. Da gilt das Wort unseres Herrn in der Parabel vom reichen Prasser und armen Lazarus: „Sie würden auch nicht glauben, wenn einer von den Toten auferstünde“ (Luk. 16, 31).

6. In einem Anflug fast kindlicher Neugierde fragt einer von euch mich vielleicht jetzt: „Wenn die Seelen der Menschen unsterblich sind, dann müßten sich ja jenseits des Grabes Milliarden und Abermilliarden Seelen befinden“. Ich antworte: das stimmt, aber das bringt keine Schwierigkeiten mit sich. Die Seelen als Geister sind ja jenseits allen Raumes, während wir auf Erden durch den Leib gebunden sind an den Raum. Da die Seelen keinen Raum brauchen, ist es auch ganz gleichgültig, ob nur zehn oder Milliarden Seelen im Jenseits weiterleben. Dort ordnet sich die Seele dahin ein, wohin sie durch den Richterspruch ihres eigenen Lebens und den der ewigen Allwissenheit und Gerechtigkeit gehört. Die Seelen weilen dort nach unserem hl. katholischen Glauben im Himmel, oder im Fegfeuer oder in der Hölle. Aber damit sind wesentlich drei Zustände ihres Lebens gemeint und nicht drei Räume nach Art der irdischen, ausgedehnten Reiche. Die Kirche hat darüber noch nichts Endgültiges entschieden. (Dietamp, Kath. Dogmatik III 5. Aufl. S. 409).

7. „Warum aber“, so höre ich jetzt aus den Reihen vieler Gegner, „unsere Furcht vor dem Tod, obgleich es für die Seele gar keinen Tod gibt? Gerade die Todesangst fiele beim Dasein eines Jenseits hinweg, und der Gang ins ewige Leben müßte uns als Befreiung aus einer Art Kerkerhaft und lästigen Zeitenenge gelten“.

Ich antworte: Das könnte vielleicht für die Seele zutreffen, nicht aber für unseren Leib. Denn der Leib hängt zäh am Leben, wie jeder von uns weiß, und nimmt nur schmerzlich mit der letzten Träne seiner

brechenden Augen von ihm endgültigen Abschied. Und der Leib weiß es, daß er beim Sterben nicht nur leblos, sondern zur starren Leiche wird, die rasch vermodert und tief hinab muß ins Grab. Aber auch die Seele selber löst sich meistens nur voll Trauer vom Leib und der Umwelt, der Heimat und den Menschen, mit denen sie tausend Fäden der Arbeit, der Angewöhnung und Liebe verbindet. Der Tod ist sodann auch für sie nicht nur ein dunkles Tor, sondern auch ein Übergang in eine neue Daseinsform, die trotz aller Offenbarungen immer noch geheimnisvoll bleibt. Endlich erwartet sie dort ein Gerichtshof, der ihre verborgendsten Tiefsen und Taten kennt und für eine Ewigkeit entscheidet. Vor diesem göttlichen Richter nützen alle Verhüllungen und Verheimlichungen nichts, denn die Seele tritt nackt und mit allen ihren Gedanken, Worten, Werken, Unterlassungen und Verantwortungen vor ihn. So kann also die Todesangst auch beim Unsterblichkeitsglauben restlos erklärt werden. Übrigens wird der Ungläubige und Jenseitsleugner davon nicht weniger als der Gläubige befallen. Ja, noch weit mehr! Denn der Gläubige, der mit seinem Gewissen und mit seinem Herrgott immer ehrlich und täglich gerechnet hat und mit den Tröstungen der Kirche versehen ist, bleibt erfahrungsgemäß auch in der Todesnähe häufig herrlich und heldisch ruhig und gefaßt. Er drückt dem „Bruder Tod“, wie St. Franziskus ihn freundschaftlich nannte, furchtlos die knöcherne Hand und atmet nicht selten befreit und beglückt auf, wenn das „Tal der Tränen“ langsam sich öffnet und vor ihm sich weitert das von Gott besonnene, ewige Land. Wie oftmals sind schon gläubig fromme Menschen nicht nur mit einem seligen Lächeln sondern mit frohlockendem Lied aus ihrer Erdenhaft geschieden, wobei wir noch nicht einmal der Heiligen gedenken, die den Tod mit heißer Sehnsucht erwarteten und wie der hl. Paulus brennend wünschten, „ausgelöst zu werden und mit Christus zu sein“.

8. Die Gegner, in der Jetztzeit zumal, werfen weiter ein, daß der Glaube an die Unsterblichkeit das Diesseits entwerte, so daß seine Befenner in ihrem Erdenleben weniger wirken und erreichen als die anderen, die alle ihre Karten nur auf das Diesseits und seine Güter und Hoffnungen setzen.

Diese Behauptung wird zwar sehr oft und nachdrücklich vorgetragen, den Beweis dafür aber erspart man sich leider. In Wirklichkeit schätzt auch die christliche Lehre das Diesseits gebührend hoch

ein. Sie betrachtet die Erde nicht bloß als den Weg zum ewigen Ziel, sondern auch als ein wesentliches Mittel, um dieses Ziel zu erreichen. Sie verlangt, daß man seine Zeit, seine Kräfte, ob es körperliche sind oder geistige, wie ein guter Knecht verwende, seine Talente nicht faul oder töricht vergrabe oder vergeude, sondern damit wuchere (Matth. 25, 14 ff.). Warum? — und nun folgt das überaus Wichtige und Entscheidende — weil wir unser Erdenleben in seiner Gesamtheit nicht allein vor einem der Laune und Täuschung unterworfenen Menschen oder Volk, sondern vor Gott, dem Unwissenden und Gerechten, verantworten müssen, der uns das Leben und dessen Güter nicht als Eigentum überließ, sondern als anvertrautes Kapital, um es einmal zurückzufordern mit Zins und Zinseszinsen. Wo ist bei den einseitigen Diesseitsmenschen ein Beweggrund zu finden, der so tief und so wirksam wie dieser in die Seele der Menschen greift? „Gib Rechenschaft von deiner Haushaltung!“ „Wirket, solange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo niemand mehr wirken kann“. Und nun das Gegenstück dazu! Wir kennen es, wie es auch die alte Heidenwelt schon kannte. Nur zu oft erklang als höhrender und dröhnender Rundgesang der das Jenseits leugnenden Menschen das lästerliche frivole Lied: „Laßt uns das Leben in allen seinen Gelüsten genießen, denn morgen werden wir tot sein“. Was diese lockeren Sänger der Lebensbejahung dann der Nachwelt vererbten oder vererben, ist sicher alles eher als echte, edle und dauernde Kultur. Es ist nur zu oft der Rest eines wüsten Gelages toller Zecher, ein wildes Durcheinander von zertrümmerten Geräten, von Scherben, verschütteten Getränken, zeretzten Gewändern und edelhaftem Schmutz. Andere ausschließlich diesseits gerichtete Menschen hinterlassen sogar, wie es z. B. auch der Bolschewismus zu unserem Entsetzen beweist, nur schäumende Ströme von Blut, bis unter die Dachziegel vollgepfropfte Gefängnisse, nur der Freiheit gewaltsam beraubte, ins Elend und in den sittlichen Morast gestoßene Sklavenhaufen, nur Völker, die unter der schmachvollsten Ausbeutung weinen und winseln und ihren Herren als Gottesgeißeln fluchen.

Der Hauptgrund endlich, warum manche an die Unsterblichkeit der Seele nicht mehr glauben wollen, liegt in ihrer Meinung, daß die Leib — Seele — Geisteinheit bestehe, d. h., daß diese drei nur eines seien und beim Tode gemeinsam aufhören. Die Formel: Leib — Seele — Geisteinheit ist sehr vorsichtig und klug gefaßt. Man erklärt nicht offen,

es gebe keinen Geist, aber man bringt ihn mit dem leiblichen Leben in solch wesentlichen Zusammenhang, daß er alles Selbständige verliert. Tatsächlich ist nach dieser Lehre der Menscheng Geist nichts anderes als ein Anhängsel oder eine Weiterentwicklung der Tierseele, eine Kraft, die mit der niederen Seele und mit dem Körper restlos verendet.

Aber auch diese neue, mit mancherlei Mitteln verbreitete Lehre hält der Nachprüfung nicht stand. So kinderleicht, so ganz mit den Mitteln und Sprüchen der alten Materialisten läßt sich dieses schwere Problem nun doch nicht entwirren.

Freilich in einer Zeit, in der einer den Geist sogar verflucht und die Verirrung des Menschengeschlechtes mit dem Tag beginnen läßt, an dem der Trieb seine volle, uneingeschränkte Herrschaft verloren habe, konnte man nicht nur das Wort „Geist“, sondern auch das von den Christen und anderen denkenden Menschen darunter Verstandene verpönen. Man will nun, wie weiland im 18. Jahrhundert zurück zur Natur, aber nicht bloß zu deren Unentweihtheit, Einfachheit und Unverbogenheit, sondern wirklich zurück zum Tier. Das wäre dann der Zustand, in dem die „blonde Bestie“ sich auslebt. Das Volk der Denker soll jetzt eine Herde von Entgeistigten werden, in der man nichts mehr denkt, keine Ziele mehr sich steckt und seinen Naturzustand durch keine Begriffe mehr vergewaltigt. Wahrlich ein Fluch liegt auf einer solchen Wissenschaft, der Fluch, der immer dann auf den Menschen lastet, wenn man an keinen Gott mehr glaubt. Dann bricht auch alles Geistige jäh zusammen.

Gehen wir nun auf die Ueberprüfung der Lehre der Leib — Seele — Geisteinheit des näheren ein. Sie vermeint eine große Frage zu lösen und reißt damit zahllose andere Tatsachen und Fragen vor unser Blickfeld, von denen ich nur folgende anführe:

1. Sie straft die größten Weltweisen und Staatenlenker der Menschheit Lügen, die bis in die Gegenwart hinein für die Unsterblichkeit der Seele eintraten.

2. Sie erklärt nicht den Ursprung des Lebens und des Geistes, oder sie ist gezwungen, sie durch reinen Zufall aus chemischen Vorgängen entstehen zu lassen, obgleich als erwiesenes Grundgesetz gilt: „Alles Leben aus dem Leben“. Tatsächlich kommt zur Zeit der Zufall als letzte Lösung aller Welt rätsel wieder auf. Unsinnige Behauptung, wo doch eine wunderbare Gesetzmäßigkeit das ganze Weltall bis ins Kleinste und Letzte hinein beherrscht! Der Zufall ist der Gott der Toren.

3. Sie erklärt weder unser Selbstbewußtsein, noch den einfachsten Vorgang unseres Denkens und

Schlußfolgerns, durch den wir uns doch offenkundig von der Tierwelt unterscheiden und von jeher unterschieden. Auch bei den rückständigsten Völkern entdeckten die Forscher eine „gewandte Logik“ und eine „Denkfertigkeit“, die jeden Vergleich mit der Tierwelt ausschließt (vgl. E. Lehmann „Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion“ S. 10). Schon in der Vorzeit der menschlichen Geschichte zeigte sich der Mensch dem Tiere durch seinen siegreichen Kampf mit dem Eis und den Ungeheuern jener Erdperiode weit überlegen. Er erhob sich sogar zu Kunstschöpfungen und Werkzeugergfindungen, die wir jetzt noch bestaunen (vgl. Hugo Obermaier, Urgeschichte der Menschheit z. B. S. 205 u. a. a. D.).

4. Sie erklärt nicht den freien Willen, mit dem wir uns ohne äußeren Zwang und innere Nötigung entschließen.

5. Sie erklärt nicht den ungeheuren, dauernden Abstand, der den Menschen vom Tiere trennt. Ich frage: Warum ist denn keine Schimpanse, die man zur Zeit mit Vorliebe als unsere nächste Verwandte rühmt, oder ein anderes Tier uns in der „geistigen“ Entwicklung nachgerückt oder auf dem unbezweifelbaren Wege zu uns? Sie trauern mit ihren blöden Augen immer noch im Dickicht des Urwalds oder in den Käfigen unserer großen zoologischen Gärten. Und sie sprechen nichts, weil sie nichts zu denken haben. Auch das zurückgebliebenste afrikanische Zwergvolk ist noch himmelhoch über sie erhaben.

6. Sie erklärt nicht die sittliche Ordnung, der wir als Einzelwesen und in der Gesamtheit dienen müssen. Ein großer deutscher Philosoph (Kant), baute sogar seinen ganzen Unsterblichkeitsbeweis darauf auf.

7. Sie ist gezwungen, anzunehmen, daß alles, was der Geist der Menschen an Erkenntnissen, an Erfindungen, Entdeckungen, Errechnungen bis in die Gegenwart hinein vor uns aufstürmte, zuletzt nur eine Leistung sei unseres Gehirns, obgleich wir nichts in ihm vorfinden, was uns zu dieser Vermutung oder gar Behauptung berechtigt. Wir leugnen nicht, daß auch das Gehirn dabei tätig ist, aber nur als Instrument unseres Geistes, nicht aber als eine selber denkende, frei handelnde, das ganze Weltall und unser eigenes Wesen bis in die Tiefen durchforschende und oft die ganze Menschheit umformende Kraft. Bisher schloß man so: Wo geistige Wirkungen festzustellen sind, muß auch eine geistige Kraft vorhanden sein, die einen geistigen Träger

bedingt. Jetzt wird nur der Name Geist beibehalten, seines Wesens aber, d. h. seiner Selbstständigkeit und Unstofflichkeit beraubt. Das ist keine Folgerichtigkeit und keine Wissenschaft mehr, das ist Tendenz. Und doch auch wieder eine natürliche Stufe der Entwicklung. Gottlos geworden, will man auch geistlos eine neue Kulturepoche beginnen, die dem Menschen seine Gottähnlichkeit nimmt und sich zufrieden gibt mit einem Stammbaum, der in seiner Gesamtheit im Tierreiche und ganz im Anfang in einem unerklärlichen Zufall wurzelt und über das Tierreich sich nicht wesentlich erhebt. Welch' tragische Wendung: der in Gang gesetzte „Herrenmensch“ ist im Grunde genommen nur — ein aufrecht gewachsenes, modisch ausgestattetes Tier, eine „blonde Bestie“, und nicht mehr!

II.

Damit gehen wir zu einigen positiven Beweisen für die Unsterblichkeit der Menschenseele über.

1. Tatsache ist, daß der Mensch einen bis zum Drang sich steigenden Wunsch in sich verspürt, über das leibliche Dasein hinaus zu leben. Wir stoßen auf diesen Drang bei allen Völkern, auch bei den ältesten und zurückgebliebensten, wenn auch dem Grad und der Äußerung nach verschieden. Darüber besteht bei den Sachkundigen kein Zweifel. Weil sich diese Sehnsucht aber ganz allgemein offenbart, so beweist sie damit auch, daß sie in der Natur des Menschen sich gründet. Die Natur täuscht ihre Geschöpfe aber nicht. Der Schwarm der Zugvögel, der beim Nahen des Winters über die Alpen nach dem Süden bis tief ins Herz von Afrika fliegt, gehorcht damit nicht etwa einer gefährlichen Neugier oder einem törichten Wahn. Er folgt seit Jahrtausenden seinem Trieb, und er findet auch das sonnige und nahrungspendende Land, in dem er überwintern kann. So muß es auch für uns Menschen ein Land geben, in dem wir nicht nur überwintern, sondern ein Leben ohne Ende führen werden.

2. Keineswegs bloß der Drang nach einem dauernden Leben, sondern auch der ausgesprochene Glaube an ein anderes Leben ist allen Völkern eigen. Und das trotz des Gegenbeweises, den der Tod täglich ihnen erbringt, indem er seine Opfer vor ihren Augen aus dem Leben in die Grube und Verwesung reißt. Schon die Vorgeschichte der Menschheit weiß von untrüglichen Zeichen dafür zu berichten, daß man ein Weiterleben nach dem Tode

erwartete. Auch für die Germanen wurde der volle Beweis für diesen Glauben erbracht. Von den Kriegern des Ariovist berichtet ein Grieche, sie seien so gerne und so willig in den Tod gegangen, „in der Hoffnung auf ein Wiederaufleben“ (Schneider, Germanische Altertumskunde, S. 256). Was aber so der Glaube aller Völker ist, das muß wiederum in der Natur des Menschen seinen Grund haben, in der Natur, die uns nicht täuscht.

3. Diese gleiche menschliche Natur sehnt sich einerseits triebhaft nach dem Glück. Sie gibt sich andererseits mit den Glücksbrosamen nicht zufrieden, die vom Tische des Lebens wie kärgliche Almosen fallen. Die menschliche Natur verlangt mehr. Die Lust, die sie erstrebt, will nach dem Worte eines der unseligsten neuzeitlichen Glücksucher: „Ewigkeit, tiefe, tiefe Ewigkeit!“ Nun aber ist nichts, aber auch garnichts auf der Erde dazu imstande, sie vollauf und andauernd zu befriedigen. Liegt es da nicht wiederum berechtigt nahe, im Hunger der menschlichen Natur nach dem Glück einen neuen Beweis dafür zu entdecken, daß es ein Jenseits geben muß, in dem ein Glück zu finden ist, so ungetrübt und dauerhaft, wie die Seele es mit angeborener Leidenschaft ersehnt und zur Ausfüllung ihrer Abgrundtiefe braucht?

4. So wenig als der Mensch das ganze ersehnte Glück auf der Erde gewinnen kann, ebensowenig gelingt ihm auch die Ausreise seines Wesens, wie etwa einer Pflanze oder einem Tier, das damit alles erreicht, was in seiner Keim- oder Wurzelkraft lag. Bei uns aber bleibt immer ein Abstand vom Ziel, teils aus persönlichem Versagen und Verschulden, teils aus Verschuldung der anderen, teils aus einem Unvermögen, über das kein Mensch ganz Meister werden kann. Immer bleiben wir unvollkommen, immer Bauwerke, denen die letzte Befruchtung fehlt, oder gar nur armselige, fast kindliche Versuche, die kaum über die Fundamentsteine hinauswachsen. Oder wir stranden oder zerschellen wie Schiffe, die der Lebensstrom und Lebenssturm an die Klippen des Ufers wirft. Ich liebe die kreuzlosen Säulenstümpfe auf den Gräbern der Verstorbenen nicht, und doch erscheinen sie mir als sprechende Sinnbilder. Sie bedeuten Anfänge, die keine Fortsetzung fanden, sie erzählen von unzähligen Mühen, denen der Erfolg versagt blieb. Sie tragen die Wunden von Schlägen und Zusammenbrüchen, obgleich man eben noch vermeinte, daß das Leben siegreich zu bezwingen sei. Und je mehr der Mensch sich bemüht und erkennt, desto mehr wird

er des Abstandes von dem sich bewußt, was er zuletzt sollte und auch in seinem dunkeln Triebe wollte. Beweist dieser schreiende Mangel an Vollendung nicht auch, daß die letzte Ausreise allen menschlichen Daseins erst jenseits des Grabes in beglückender Aussicht steht?

Man werfe hier nicht etwa ein, daß es auf die Einzelmenschen in der Entwicklung der Menschheit nicht ankomme. Als Hauptaufgabe bleibe, daß sich das Ganze immer mehr vervollkomme und gleichsam siege, auch wenn die einzelnen Streiter unterliegen. Tatsache sei, daß die Menschheit der Höhe und Vollkommenheit entgegenschreite. Ich wende dagegen ein: Wie will man diese „Tatsache“ beweisen? Die Gegenwart, die Wertvollstes im Kulturleben in beispiellosem Umfang restlos und ruchlos vernichtet, spricht gewiß am wenigsten dafür. Und gilt es nicht wie ein Gesetz der Natur, daß jeder Fortschritt der Menschheit einseitig bleibt und anderes zertrümmert, was ebenso wertvoll und wertbeständig hätte sein sollen? Uralte Erfahrung: Das Heute baut auf, das Morgen reißt zusammen. Geht die Kultur in die Breite, so läßt sie die Tiefe vermissen. Und zuletzt — ja was ist denn zuletzt? Zuletzt kann und wird ein klimatischer Wechsel oder ein Ereignis im Weltall entweder mit einer plötzlichen Katastrophe oder in langsamem heimtückischem Vordringen alles das vernichten, was wir uns mit unendlicher Mühe geschaffen haben, und das ganze Menschengeschlecht damit. War dann alles das, was die Menschheit erstrebte und auch teilweise erreichte, umsonst? Ist dann die Erde nur ein wüster Trümmerhaufen, den der Tod siegend und grinsend wie zu seinem Vergnügen aufwarf, nur ein großer Friedhof, über dem das schwarze Nichts gähnt, nur ein riesiges Massengrab, das Leben und Lust, Wissenschaft und Kunst und alles andere umfaßt und bedeckt, was die Menschheit mit so heißem Herzen liebte und erstrebte und mit so tönenden Worten rühmte? Ein verwirrender, ein vernichtender, ein dem Wahnsinn zutreibender Gedanke, der nur darin eine Erlösung findet, daß über allem doch einmal dem Tod verfallenden Leben ein höheres Leben anhebt, das eine Fortsetzung ins Ewige jenseits des Sichtbaren bedeutet. Der rechte Gottesbegriff läßt keine andere Lösung zu. Gott foppt weder den Einzelnen noch die Menschheit in ihrem Streben.

5. Er läßt sich aber auch selber nicht foppen. Das vermöchten wir aber, wenn es keine Unsterblichkeit der Einzelseele gäbe, denn dann bräuchte

sich ja der Mensch keinen Deut um ihn zu kümmern. Er könnte ein Leben der Gottesleugnung, des Lasters und des Verbrechens führen und verschwände zuletzt in seiner Grube oder in seiner Urne wie der andere, der der sittlichen Ordnung sich dauernd und oft unter schmerzlichen Kämpfen unterwarf. Gut und Schlecht wäre zuletzt dem Schicksal nach das Gleiche. Gläubige und Ungläubige, Diebe und Bestohlene, Mörder und Ermordete, teuflische Bügner und die Blutzengen der Wahrheit, Verleumder und Verleumdete, Helden und Feiglinge, Heilige und Hallunken, sittlich Makellose und Wüstlinge, kurz Tugend und Laster erführen das gleiche Los. Ein alter Kirchenschriftsteller hat Recht, wenn er bemerkt: „Gäbe es keine Unsterblichkeit, so wäre es weise, böse zu handeln und töricht, gut zu handeln“ (Lactantius). Einer, der in einem ungerechten Krieg Hunderttausende in den Tod jagte und Elend über Elend über die Erde wolkenbruchartig ausgoß, schläft dann ruhig seinen ewigen Schlaf in der Erde oder in der Urne und unterscheidet sich vielleicht von seinen bejammernswerten Opfern noch durch ein Denkmal, das ihm die Nachwelt etwa aufschichtet und durch lobhudelnde, dickleibige Bücher, die eine sogenannte Wissenschaft ihm widmet. Oder traf das in der Geschichte der Menschheit nicht oftmals schon zu? Es wäre mir ein Leichtes, eine ganze Liste von Beispielen anzuführen. Was wäre aber das für ein Gott, der sich so nach außen jeder Gerechtigkeit begäbe? Wenn es einen Gott gibt, und wir wissen es, daß er existiert, dann muß sich im Jenseits das erfüllen, was das Diesseits, sei es an Lohn oder Strafe, der Menschheit entzog.

Man wirft vielleicht hier ein, daß zuletzt jedes Verbrechen seine Strafe und jede gute Tat ihren Lohn in sich trage. Ich gebe es zu, daß ein schlechter Mensch, der noch einen Rest von Gewissen in sich fühlt, unter seinen Bissen leiden kann, und ein guter sich sogar des Unrechtes freut, das andere ihm zufügen. Aber geschieht damit der Gerechtigkeit im allgemeinen Genüge? Wird dadurch wirklich das Schlechte und Gute ausgeglichen? Und gibt es nicht Menschen, die ihr strafendes Gewissen mit neuen Untaten oder auch mit Grundsätzen und Weltanschauungen totschlagen oder gar behaupten, das Gewissen sei eine Fehlentwicklung, denn das Tier wisse von Gewissensbissen nichts? Und selbst wenn das Gewissen sich nicht zum Schweigen bringen ließe, kann man mit manigfaltigen Mitteln dafür sorgen, daß es mit dem eigenen „Freitod“ aufhöre, während der seelisch oder körperlich gemarterte Gerechte weiter

leiden, weiter hungern und weiter mit seinen schweren Ketten an wunden Gliedern klirren muß, bis ein sanfter Tod ihn erlöst oder ein Verurtheter auch noch an sein eigenes Leben mörderisch sich wagt. Die staatliche Rechtsordnung hat sich deswegen auch bekanntermaßen mit diesem Ausgleich noch niemals begnügt. Aber auch ihr kann der Verbrecher sich entziehen. Ein gut gezielter Schuß in die Schläfe und kein Zugriff des Polizeimannes bleibt mehr übrig. Dazu gibt es Verruchtheiten so teuflischer Art, daß sie auch die schärfste irdische Strafe nicht sühnt. Noch mehr: die staatliche Macht kann sogar selber zum brutalen Werkzeug der Ungerechtigkeit werden, wie es das Beispiel nicht weniger Menschen in verschiedenen Zeitläufen bewies. Heiland, bist du nicht der beste Zeuge dafür? Pilatus findet an dir keine Schuld, er wäscht heuchlerisch seine wohlgepflegten, römischen Hände und verurteilt dich einer verbrecherischen Judenclique und einer fanatisch brüllenden Volksmeute zulieb zum schmähslichsten und schmerzlichsten Kreuzestod!

Wenn man aber behauptet, jede Untat strafe sich wenigstens in ihrer Auswirkung und die Frevel der Eltern rächen sich bis ins dritte und vierte Glied (Exod. 34, 7), so bestätigt das nur die göttliche Gerechtigkeit und trägt wesentlich zum Glauben an den Ausgleich im Jenseits bei, denn die Strafe trifft ja hier nicht den Missetäter selbst, sondern jene, auf die der Schatten des Verbrechens von seinem Frevel her fällt, und auch der Lohn nicht jene, die ihn persönlich verdienen, sondern andere, auf die sich seine Güte wie benedeiende Hände ausbreitet. Umsomehr wird sich doch der gerechte Gott jener annehmen müssen, die die Urheber des Fluches oder des Segens für die übrigen waren, aber im Diesseits weder Strafe noch Lohn empfangen konnten.

6. Damit sind wir aber beim heiligsten aller Beweise für die Unsterblichkeit der Seele angelangt: bei der untrüglichen Offenbarung Gottes. Die Aussprüche der hl. Schrift sind so klar und zahlreich, daß ich mich auf die Feststellung beschränken kann, daß das ganze Christentum mit dem Glauben an ein Jenseits steht oder fällt. Das Jenseits nimmt darin als Ziel sogar die allererste Stelle vor dem Diesseits ein, das nur als vorübergehender Zustand, nicht aber als bleibende Stätte bezeichnet wird. Wir sind vielmehr Pilger und Fremdlinge (Eph. 2, 19) und suchen eine zukünftige Heimat auf. Christus selber predigte nicht nur vom Himmelreich, unter dem er

auch das Reich des Jenseits versteht, und er verheißt nicht bloß ganzen Menschengruppen seine besondere Seligkeit, er bezeichnet sich ausdrücklich als die Urquellkraft des ewigen Lebens. Erschütternde und gleichzeitig unvergleichlich beglückende Worte am Grabe seines Freundes Lazarus: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird ewig leben, und wenn er auch schon gestorben wäre“. Dieses „ewige Leben“ das er verbürgt, ist sogar noch weit mehr als die Unsterblichkeit, es ist das Leben, in dem alle Hoffnungen sich erfüllen, alle Unzulänglichkeiten und alles Leid ihr Ende finden und alles Glück mit der Gotteschau- und seligkeit sich krönt.

Und Christus predigt nicht nur in verheißungsvollen Worten. Er wird selber der Erstling, der sogar dem Leibe nach den Tod besiegt. Damit erhielt die Paulusfrage ihre Antwort: „Tod, wo ist dein Schrecken, Hölle, wo ist dein Sieg?“ Ja, die Unsterblichkeit steigert sich jetzt sogar zur Auferstehung aller Toten. „Dieses Verwesliche muß anziehen die Unverweslichkeit und dieses Sterbliche die Unsterblichkeit“ (1. Cor. 15, 53). Damit drang die unerwartetste und staunenswerteste Freudenbotschaft von Osten her nach dem Westen, um wie ein Sonnenaufgang nach finsterner Nacht in die Menschheit tageshelles Licht zu bringen. Die römischen Katakomben erzählen noch jetzt in ihren Inschriften, in ihren Sarkophagen, in ihren Bildern und Symbolen kaum jemals vom Tod, sondern vom süßen, ewigen Licht, vom göttlichen Leben und vom Frieden. Das war es dann auch, was die Menschen der germanischen Welt so unwiderstehlich anzog und für den Christusglauben gewann: das ewige Leben und der Frieden. Und auch jetzt noch leibt die Kirche bei den Begräbnissen ihrer Angehörigen keiner hoffnungslosen Trauer und keinem lauten verzweifelten Schmerz ihre mütterliche Stimme, sondern singt das Benedictus und preist den „Herrn des Lebens, der seinem Volke Rettung sandte“.

So sterben wir also nicht ganz! Mit dem Lichte unserer Augen erlischt das Licht unserer Seele nicht. Die lux aeterna, das ewige Licht leuchtet ihr auf. O tröstliche Wahrheit! Die Stätten der Verwesung verwandeln sich durch dich in Gärten blühender Hoffnung und die Ströme von Tränen über den Heimgang geliebter Menschen trocknen in der Wärme einer Sonne, die ohne Untergang aus der Ewigkeit strahlt. Darum deutsches Volk, halte fest an diesem heiligen Erbe deiner Väter und laß dich nicht verwirren und betören von Menschen, deren Wahnwitz

Schon das uralte Buch der Weisheit beschrieb. (Kap. 2, 1. ff.). Mein Gott, mein Gott! Die vielgepriesene Härte und die ablenkende Berufung auf das unerbittliche Schicksal genügen doch im großen Weh der dunklen und blutigen Gegenwart nicht. Sie ärgern und stören uns wie ein Fremdartiges und Feindseliges, wie ein Rücksichtsloses und Rohes, wenn sie an den Leichenfeldern unserer Soldaten verkündigen: „Mit dem Tod ist alles aus!“ „Findet euch damit ab!“ Sie vergewaltigen und vertieren unsere Seele, sie beleidigen die größten Geister unserer Geschichte, sie sprechen dem Glauben der Menschheit Hohn und gleichen uns dem marxistischen Materialismus an, statt daß sie ihn überwinden. Meine Hand zittert vor Erregung, vor Schmerz und vor Trauer, während ich diese abwehrenden Urteile schreibe. Aber mein Herz beruhigt sich, wenn auch langsam, im stillen Schauen und Hinhorchen über unser Volk. Denn mächtiger als der stahlhärteste Spruch hallt darin die aus der Natur und dem Glauben quellende Stimme der Sehnsucht, der Hoffnung und der Liebe und des Einsseins mit jenem, der uns im Tod vorausgegangen. Und — dessen sind wir herrlich froh und gewiß — sie wird auch weiter durch alle Erdteile und Jahrhunderte singen: „Ich glaube an ein ewiges Leben“ und mächtig anschwellen zu einem Chor, der jede andere Botschaft übertönt und zum beschämenden Stillschweigen zwingt. „Credo in vitam aeternam!“ Ja, ich glaube an jenes selige Leben, das den

schmerzlichen Abschied unserer Krieger von der Heimat erleichtert und dem sterbenden Helden und unseren Kranken auf ihren Schmerzenslagern den Tod im Lichte der erlösenden und vergeltenden Ewigkeit zeigt. Ich glaube an jenes tröstliche Leben, das mit der frohen Hoffnung auf ein Wiedersehen das tiefste Weh der Hinterbliebenen unvergleichlich lindert und heilt. Der Glaube freilich allein genügt nicht. Der Glaube ohne die Werke ist tot. Den Stempel der Ewigkeit muß auch unsere Vergänglichkeit erhalten. Wir müssen den Tempel unserer seligen Unsterblichkeit aus den Steinen und Mähen dieser Erde aufbauen. Unsere Gedanken müssen immer wieder den Tod in ernster Erwägung erleben, und unser Herz und Wille alles tapfer ertragen und allem opferfroh entsagen, was dem ewigen Hochziel nicht dient oder vor dem ewigen Licht nicht besteht. Dadurch empfängt unser irdisches Leben erst seinen eigentlichen, ins Unendliche greifenden Wert. Dann wird uns auch kein Zweifel an der Unsterblichkeit mehr verwirren. Gehoben und getröstet in allem, womit Gottes Zulassung oder Wille uns oder unser Vaterland schlägt, werden wir täglich von der Höhe, auf der das Kreuz als das Sinnbild unserer Erlösung und als untrügliche Bürgschaft der Ewigkeit ragt, nach der nahenden Ferne schauen, bis — wer weiß es wann? — unser flüchtiges Erdenpilgern in ein unsterbliches Leben sich verklärt und die irdisch geliebte Heimat sich wandelt in des Gottesfriedens seliges Land.

Es segne Euch alle der allmächtige Gott, der † Vater,
der † Sohn und der Heilige † Geist. Amen.

Freiburg i. Br., den 29. Januar 1944.

† Conrad,
Erzbischof.



V e r o r d n u n g

über Fasten und Abstinenz, über die geschlossene Zeit und die Zeit der Erstkommunion 1944/45.

I. Die Verpflichtung zur Beobachtung des Fasten- und Abstinenzgebotes wird im Hinblick auf die außerordentlichen Zeitverhältnisse aufgehoben; jedoch bleibt das Abstinenzgebot am Aschermittwoch und Karfreitag in Kraft (Dekret der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten vom 19. Dezember 1941).

II. Mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit werden die Gläubigen, welche von dieser Dispens Gebrauch machen, ermahnt, sich freiwillige Abtötungen aufzuerlegen und gute Werke zu verrichten sowie durch inniges Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters teilweisen Ersatz zu leisten, namentlich sich auch des Besuches der Fastenandachten und des gemeinsamen Gebetes in der Familie zu befleißigen und überdies ein sogenanntes Fastenalmosen zu entrichten.

III. Ferner wird verordnet, daß während der heiligen Fastenzeit in den größeren Städten eine wöchentliche Abendpredigt gehalten wird. Für kleinere Städte sowie für Landorte wird die Abhaltung dieser Abendpredigten dem Ermessen des Pfarrgeistlichen anheimgegeben.

Wo solche Abendpredigten stattfinden, ist jedesmal nach der Predigt eine passende Andacht vor ausgesetztem Allerheiligsten in der Monstranz zu halten.

In jenen Orten, in denen keine Wochenpredigten stattfinden, soll einmal in der Woche und zwar wozumöglich Freitags eine Abendandacht nach dem „Magnifikat“ vor ausgesetztem Allerheiligsten in der Monstranz abgehalten werden. An Orten, wo die Abhaltung einer Abendandacht nicht für angezeigt erachtet wird, ist je Freitags nach der heiligen Messe die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu zu beten. Hierbei kann das Allerheiligste im Speisefelch ausgesetzt und am Schlusse mit demselben der Segen gegeben werden.

Der löbliche Brauch, an den drei Fastnachts- tagen vor dem ausgesetzten Allerheiligsten das vierzig- stündige Gebet oder, wo dieses untunlich ist, Bet- stunden abzuhalten, wird allgemein gestattet.

IV. Die „geschlossene Zeit“ dauert vom 1. Adventssonntag bis zum 1. Weihnachtstage ein- schließlich und vom Aschermittwoch bis Ostersonntag einschließlich. Verboten sind in dieser Zeit feierliche Hochzeiten, also die feierliche Einsegnung der Ehe während der heiligen Messe und alle jene Veran- staltungen, die zum Ernste der geschlossenen Zeit nicht stimmen, wie feierliche Einholung der Braut- leute, geräuschvolles Festgelage, Tanz und der- gleichen. Erlaubt sind stille Trauungen. Können aber die Brautleute die Trauung un schwer auf eine

andere Zeit verlegen, so ist dies anzuraten. Verbote sind in der geschlossenen Zeit öffentliche Lustbarkeiten und Tanzvergünstigungen. Auch von privaten Veranstaltungen dieser Art sich zu enthalten, ist Wunsch und Mahnung der Kirche.

V. Die österliche Zeit, in der alle Gläubigen streng verpflichtet sind, die heilige Kommunion zu empfangen, beginnt mit dem 26. bzw. 27. Februar

(ersten Sonntag in der Fasten) und dauert bis zum 23. April einschließlich (zweiten Sonntag nach Ostern). Es ist der Wunsch der Kirche, daß alle Gläubigen die österliche Kommunion in der eigenen Pfarrkirche empfangen.

VI. Die heilige Erstkommunion der Kinder bleibt auf den Weißen Sonntag (16. April) festgesetzt.



Vorstehendes Fastenhirtenschreiben

des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs ist in zwei Teilen an den Sonntagen Sexagesima (13. Februar) und Quinquagesima (20. Februar) in allen Vormittagsgottesdiensten von der Kanzel zu verlesen. Bei der Wichtigkeit der behandelten Frage ist besonders darauf zu achten, daß der Hirtenbrief langsam und deutlich verlesen wird. Die Lesung selbst ist sorgfältig vorzubereiten. Die am Rande durch Strich gekennzeichneten Abschnitte können nach dem Ermessen der Pfarrgeistlichen ausgelassen werden; dieselben sind dann in Standesversammlungen und bei der religiösen Unterweisung, zumal der studierenden Jugend eingehend zu behandeln. — Die Fastenordnung ist den Gläubigen am Sonntag Quinquagesima (20. Februar) bekanntzugeben.

Freiburg i. Br., den 29. Januar 1944.

Erzbischöfliches Ordinariat.